

In den letzten Jahren hat sich in katholischen Kirchen und Gottesdiensten vieles geändert. Manches, was noch vor 10 oder 20 Jahren unvorstellbar war, ist inzwischen selbstverständlich geworden. Einige dieser Änderungen waren heiß umstritten, so etwa die Landessprache im Hochgebet der Messe, oder die Handkommunion; heute sind jene Diskussionen überholt und schon fast vergessen. Manche tief eingewurzelten Gebetsworte wurden umformuliert, weil sie in der alten Form antiquiert wirkten, etwa beim Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria. Dabei wurde auch das ökumenische Anliegen berücksichtigt: Das Gebet des Herrn solle von jetzt an in beiden Konfessionen den gleichen Wortlaut haben, so daß wir wenigstens darin trotz vieler noch verbleibender Schranken einander begegnen und es wirklich miteinander beten können.

Auch für das Glaubensbekenntnis wird in diesem Jahr an Pfingsten eine neue ökumenische Fassung eingeführt. Wegen der Länge des Credo und weil es nicht so häufig gebetet wird, läßt sich das bestimmt nicht so leicht und schnell umlernen wie zuvor das Vaterunser. Aber mit der jungen Generation, die ja nun durch Schule und Kirche mit dem neuen Text vertraut wird, wird sich auch diese Änderung allmählich durchsetzen. Es ist der alte christliche Glaube, der da bekannt wird. Wenn es jetzt heißt „... der alles geschaffen hat, Himmel und Erde, die sichtbare und die unsichtbare Welt“, so bedeutet das nichts anderes als das altgewohnte „... Schöpfer des Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge“. Und so ist es an all den anderen Stellen, wo uns das alte Bekenntnis in einer neuen Sprachgestalt entgegentritt.

Nur an einem Punkt ist wirklich etwas anders geworden, etwas, was sich nicht mit verändertem Sprachempfinden oder ökumenischen Rücksichten begründen läßt. Das Wort „ich glaube“ ist heute genauso klar und verständlich wie in allen früheren Jahrhunderten, und es hat im Protestantismus genauso Heimatrecht wie bei den Katholiken. Trotzdem steht in dem großen Nizänischen Bekenntnis da, wo es bisher „ich glaube ...“ hieß, jetzt „wir glauben ...“, und dementsprechend auch „wir bekennen ...“ und „wir erwarten ...“.

Man soll solche Entwicklungen nicht dramatisieren, und schon gar nicht soll man jene Leute verketzern, die das veranlaßt haben. Aber es handelt sich doch um eine recht bezeichnende und frag-würdige Änderung unseres alten Credo. Gewiß findet sich in den meisten orientalischen Liturgien (nicht in der byzantinischen) ebenso wie in alten Konzilstexten die Mehrzahlform „wir glauben“. Aber wir im Westen stehen nun einmal in einer anderen, nicht minder sinnvollen und geheiligten Tradition, eben in der des „credo“ (ich glaube), nicht eines „credimus“ (wir glauben). „Ich glaube“, so haben wir es in der Taufe bekannt; und wenn wir bei der Messe in und mit der Gemeinde „ich glaube“ sprachen, dann war das ein Zeichen, daß unser persönlicher Glaube in den Glauben der Kirche eingebettet ist, so wahr der Christ mit seinem persönlichen Glauben vor Gott steht und fällt. Es gibt letztgültige und verpflichtende Aussagen, die keiner dem anderen abnehmen kann. Aus dem Zusammenklang der vielen „ich glaube“ stellt sich ein „Wir“, eine Gemeinsamkeit, her, die durch kein gesprochenes „wir“ zu überbieten ist.

War es wirklich unerlässlich, durch jenes „wir“ klarzustellen, daß unser Glaube nicht Privatsache des Einzelnen, sondern Glaube der Kirche sei? Hat das denn jemand zur Zeit des alten Credo bezweifelt? Und man möge nicht so tun, als habe die Ehrfurcht vor uralten orientalisch-christlichen Traditionen heute das „wir“ bei uns eingeführt. Nein, dieses stellt eher eine Reverenz vor dem modernen Zeitgeist dar, dem jede direkte Zuwendung des Ich zu Gott verdächtig ist und der einen Bezug des einzelnen Menschen zu Gott nur vermittelt durch „Mitmenschlichkeit“ gelten lassen will. Da redet man so viel vom „mündigen“ Christen, und dann mutet man ihm zu, sich bei der Aussage, in der wie in keiner anderen sein „ich“

gefordert ist, sich in einem „wir“ zu verstecken. Denn darüber müssen wir uns doch im klaren sein: In der heutigen Zeit- und Bewußtseinslage wirkt jene Umstellung auf das „wir“ nicht vorrangig als ein Abrücken von unchristlichem Individualismus, sondern weckt eher Assoziationen an die fortschreitende Kollektivierung. Wir erinnern uns noch zu gut an jene Szenen im Sportpalast, wo ein Agitator einer fanatisierten Masse zurief: „Wollt ihr ...“; da paßt als Antwort in der Tat „wir wollen ...“, nicht „ich will ...“.

Nun, vielleicht ist es unvermeidlich, daß solche Moden auch in die Kirche eindringen; wir sind ja aus „politischen Nachtgebeten“, aus Hippie-Festival-Gottesdiensten und dergleichen schon allerhand gewohnt. Moden kommen und gehen. Der alte Glaube bleibt unangetastet, auch wenn wir ihn jetzt in der Mehrzahl statt in der Einzahl bekennen. Denn der Kirche ist verheißen, daß der Geist Christi allezeit in ihr gegenwärtig bleibt. Das schließt freilich nicht aus, daß liturgische Räte und Kommissionen zuweilen von allen guten Geistern verlassen sind.

Zur Diskussion: Die Bischofsstola

Hermann Reifenberg, Bamberg

Die Diskussion um die liturgische Kleidung bleibt weiterhin im Fluß. Abgesehen von Vorschlägen, ganz auf spezielle Gewandung zu verzichten und dem Wunsch nach Reduzierung bei bestimmten Anlässen (Messe im kleinen Kreis) kommt andererseits heraus, daß eine Verwendung von Gewändern, vor allem in großen Räumen (wie Kirchen) und bei kirchlichen Großversammlungen, keineswegs mit vom Christentum her „unverantwortbarer Verfeierlichung“ gleichzusetzen ist. Ferner kann man feststellen, daß die Akzentuierung des Gottesdienstes mit Hilfe dieses Elementes von vielen als durchaus förderlicher Faktor anerkannt wird. Eine wohl noch größere zustimmende Einmütigkeit läßt sich registrieren, wenn die Frage auftaucht, ob die traditionelle liturgische Kleidung, von Überlagerungen befreit, nicht schlichter und dadurch aussagekräftiger zu machen wäre. Dies gilt von der liturgischen Grundkleidung, besonders aber von den liturgischen „Gradabzeichen“.

Neben der generellen Diskussion existieren auf diesem Sektor in verschiedenen Liturgiegebieten bereits mancherlei praktikable Modelle. Für den europäischen Bereich ist vor allem die Tunikaform (langes Gewand mit Ärmeln) zu nennen. Als distinktives Zeichen dient die über dem „neuen Gewand“ getragene, und in liturgischen Farben gehaltene Stola. Auf diesen Punkt kommt auch *E. J. Lengeling* (Die neue Ordnung der Eucharistiefeier, Münster 1970, 407) zu sprechen. Während nun für Presbyter und Diakon eine unterschiedliche Trageweise der Stola üblich ist, wird als unterscheidendes Zeichen für den Bischof (da der seither bei Priestern übliche kreuzförmige Modus im Zug der jüngsten Reformen wegfiel) u. a. etwa das